

Udo Weinbörner

Der lange Weg nach Weimar



Der Schiller-Roman
Zweiter Teil

Fehnland-Verlag

Udo Weinbörner

Der lange Weg nach Weimar

Der Schiller Roman / Teil 2

Roman

Weinbörner, Udo: Der lange Weg nach Weimar. Der Schiller Roman/ Teil 2.
Hamburg, Fehnland Verlag 2020

1. Auflage 2020

EPUB-ISBN: 978-3-947220-57-1

Print-ISBN: 978-3-94722-052-6

Lektorat und Korrektorat: Michael Kracht

Satz: Sarah Schwerdtfeger, Fehnland Verlag

Umschlaggestaltung: © Annelie Lamers, Fehnland Verlag

Umschlagmotiv: Klassik Stiftung Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Fehnland Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg und Mitglied der Verlags-WG:

<https://www.verlags-wg.de>

© Fehnland Verlag, Hamburg 2020

Alle Rechte vorbehalten.

<https://fehnlnd-verlag.de/>

Für
Anne und Jan



*Statue von Friedrich Schiller
(Teil des Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar)*

„Neben Goethe bin ich und
bleibe ich ein poetischer Lump.
(...) er erinnert mich oft,
dass das Schicksal mich hart behandelt hat.
Wie leicht ward sein Genie
von seinem Schicksal getragen,
und wie muss ich
bis auf diese Minute noch kämpfen.“
*Friedrich Schiller, Brief vom 12. August 1787
an Christian Gottfried Körner*

Kommentar zur Aussage des Arztes, der Schiller obduziert
hat, es wäre ein Wunder, dass er überhaupt so lange
überlebt habe. „(...) Aus dem Obduktionsbefund lässt sich
die erste Definition von Schillers Idealismus ablesen:
Idealismus ist, wenn man mit der Kraft der Begeisterung
länger lebt, als es der Körper erlaubt. Es ist der Triumph
eines erleuchteten, eines hellen Willens. Bei Schiller war der
Wille das Organ der Freiheit (...)“
*Rüdiger Safranski, aus Schiller oder Die Erfindung des
Deutschen Idealismus (Prolog, Seite 11)*

Kapitel 1

*Freiheit schönster Götterfunken!1
Vorspiel, Wien, 07. Mai 1824*

Man hätte eine Stecknadel fallen hören können, kurz bevor
am 7. Mai 1824, im Wiener Theater am Kärntnertor, die 9.
Sinfonie des Bonner Komponisten Ludwig van Beethoven
uraufgeführt wurde - so leise und gespannt harrte das
Publikum aus. Der Komponist wusste nichts davon, denn er
war taub, würde weder das Konzert hören, das er zu
dirigieren angetreten war, noch den Applaus. Als das
Ensemble auf der Bühne Platz genommen hatte, rieben sich
einige Besucher verwundert die Augen, denn neben den

Musikern, teilweise in Doppelbesetzung, stellte sich ein riesiger Chor auf. Zu allem Überfluss stand der Musikerschar neben dem Komponisten sogar ein zweiter Dirigent vor. Nicht jeder wusste um die Schwerhörigkeit Beethovens und die wenigsten um seine inzwischen eingetretene völlige Taubheit. Es lag etwas in der Luft. Dies würde kein gewöhnlicher Konzertabend werden!

Im Schatten einer der hinteren Logen stand Andreas Streicher im maßgeschneiderten Anzug und lehnte mit dem Rücken an der Wand. Für den Freund Friedrich Schillers aus Stuttgarter und Mannheimer Tagen hatte dieses Ereignis eine besondere Bedeutung. Er starrte unentwegt auf die mit ungewöhnlich vielen Musikern übervoll besetzte Bühne und schüttelte den Kopf. Dann kam er nach vorn bis an die Brüstung der Loge, spähte in die vollen Sitzreihen, erkannte im Saal einige berüchtigte Vertreter der Wiener Musikkritik. Aufgeregt gestikulierte und redete er auf seine elegant gekleidete Begleiterin ein. Er bemerkte, wie sich vereinzelt Personen von ihren Sitzen erhoben, um ihn zu grüßen. Streicher hatte es in Wien als Klavierbauer und Musiker zu einem ausgezeichneten Ruf gebracht; man kannte ihn. Er erschrak, wollte für sich sein und flüchtete wieder ins Halbdunkel.

Das Orchester spielte sich ein, die Musiker im Wettstreit der schrägen Töne. Die Instrumente, noch einmal aufeinander abgestimmt und einzelne Läufe rasch angespielt. Letzte Neuigkeiten wurden untereinander ausgetauscht. Nach einigen Minuten kamen die Sängerinnen und Sänger des Chors hinzu, die ihre Tonleitern und Kadenzen übten. Unter ihnen bekannte Solistinnen und Solisten der Wiener Musikszene. Dieser Aufwand musste Beethoven ein Heidengeld gekostet haben! In dem vieltönenden Lärm begann Streicher mit seiner Frau derart aufgeregt zu diskutieren, dass sich bereits zwei Hofratsgattinnen aus der Nachbarloge distanzlos hinüberbeugten, um aufzuschnappen, worum es ging.

„Das kann einfach nicht sein, Nanette! Du hast ihm das Dirigieren nicht ausreden können? Er hört doch nichts!“

„Was denkst du, ich hätte nicht alles versucht? Hier, lies selbst“, sie hielt ihm ein Konversationsheft hin, mit dessen Hilfe der inzwischen völlig taube Beethoven seine Unterhaltungen mit seinen Besuchern führte. Normalerweise fanden sich in dem Heft nur die Fragen und Antworten des Besuchers, Beethovens Beiträge konnte man allenfalls an den Reaktionen im Heft erahnen. Aber auf der fraglichen Seite, die Nanette ihrem Mann hinhielt, las Streicher nicht nur ihren Beitrag, mit der Bitte, auf den eigenen Auftritt als Dirigent zu verzichten. Dort stand auch ihr Vorschlag, er solle stattdessen als Komponist, für alle sichtbar, in der Nähe des Orchesters Platz nehmen. Darunter jedoch, mit übergroßen, die ganze Seite ausfüllenden Lettern, Beethovens Handschrift: „Es ist meine Komposition! Ich werde sie dirigieren! Keine Einmischung mehr!“

„Ich habe Mattuschek, den zweiten Violinisten, gesprochen“, versuchte Nanette ihren Gatten zu beruhigen, „er hat mir versichert, dass im Orchester alle Beethoven die Ehre geben, aber dem Taktstock des zweiten Dirigenten folgen werden.“

„Wenigstens zu diesem zweiten Dirigenten hat er sich überreden lassen. Wenigstens dies ... Doch mag ich mir nicht vorstellen, wie das aussehen wird, wenn Takt und Notenzeilen auseinanderdriften ...“ Streicher trat jetzt wieder näher an die Brüstung, um mit dem Licht der Deckenbeleuchtung besser im Konversationsheft lesen zu können. Dabei bemerkte er die zwei neugierigen Damen aus der Nachbarloge. Er begrüßte sie mit scharfem Ton: „Habe die Ehre, meine Damen Hofrätinnen. Kann ich Ihnen mit etwas zu Diensten sein?“ Beide zogen sich mit hochrotem Kopf rasch zurück.

Dann fand Streicher ein paar Seiten weiter Beethovens Kommentar: „Ich will nichts mehr davon hören! Und richten Sie Ihrem werten Gatten aus, an seiner Stellungnahme bin

ich vor dem Konzert ebenfalls nicht interessiert. Ich habe zu tun!“

„Jetzt weiß ich wenigstens, warum ich es als Letzter erfahren habe, dass er die 9. Symphonie fertig geschrieben hat und eine Aufführung geplant war. Die Plakate waren schon in Druck, als du es mir erzählt hast“, den Vorwurf wollte er ihr nicht ersparen.

„Glaube mir, er hat bis zuletzt daran gearbeitet und ist sich seiner Sache immer noch keineswegs sicher.“

„Ist sich nicht sicher! Aber waghalsig genug, mit Chor und Orchester zu experimentieren. So etwas gab es noch nie, Nanette! Wahrscheinlich geht es besser, als ich befürchte. Aber hoffentlich verlangt er sich und dem Publikum nicht zu viel ab. Ich hoffe für ihn – in diesem Fall auch für Schiller – dass dies heute Abend gut geht.“

Nanette war neben ihren Mann getreten: „Andreas, es ist Beethoven, vergiss das nicht. Es wird großartig, gewiss.“

Noch einmal stand der Erste Geiger des Orchesters auf und strich sein langgezogenes C zum letzten Stimmen der Instrumente.

Die Musiker legten auf sein Zeichen anschließend ihre Instrumente zur Seite und auch der riesige Chor wurde ruhig. Sie erwarteten die Dirigenten. Die Stille nach dem Lärm schien ungeheuer und machte Eindruck auf das Publikum, das ebenfalls vollends verstummte. Die Spannung wuchs mit jeder Minute.

Andreas Streicher versuchte, zur Ruhe zu kommen, nahm neben seiner Frau Platz, flüsterte ihr zu: „Er ist alt, er ist krank. Er wird keine zweite Chance bekommen, ein großes Werk aufzuführen. Wenn es nicht gelingt, wird es ihn bis ins Mark treffen.“ Dann packte ihn wieder die Unruhe, er stand auf, lehnte erneut an der Wand und wusste nicht, wohin mit seinen nervösen Pianistenhänden.

Streicher versuchte, sich zu erinnern, wann er das erste Mal von Beethovens Plänen zur Vertonung der Schiller'schen ‚Ode an die Freude‘ gehört hatte. Wie lange war das jetzt

her? Ein Jahrzehnt? Frühjahr 1793! Er erinnerte sich noch genau an den Tag, an dem er mit Beethoven im Prater spaziert war. Er, Andreas Streicher, soeben glücklich verlobt, verlobt, verheiratet mit seiner Nanette und im Begriff, für sich und die Familie seiner Frau in Wien ein neues Geschäft als Klavierbauer einzurichten und die Übersiedlung von Augsburg hierher vorzubereiten, war bei einer Gesellschaft dem großen Beethoven vorgestellt worden. Dieser lud ihn für den folgenden Tag zu diesem Spaziergang ein und sprach ihn darauf an, die „Ode an die Freude“, dieses großartige Gedicht von Friedrich Schiller, mit Orchester zu vertonen. Streicher hatte sich damals vorstellen können, wie sehr es Schiller gefallen hätte, seine in schwieriger Zeit erdachten Verse durch den großen Beethoven gewürdigt zu sehen. Aber eine Vertonung der Ode mit symphonischem Orchester? Streicher regte damals an, Beethoven möge mit Schiller selbst in brieflichen Kontakt treten, er wolle dies gern vermitteln. In diesem Punkt schien der Meister jedoch noch unentschlossen.

Dann, wieder 22 Jahre später, Schiller war längst verstorben und Streicher hatte dieses Gespräch mit Beethoven über dessen Pläne ebenso lange schon vergessen, stand Beethoven eines Morgens im Frühjahr 1815 in seiner Klavierbauwerkstatt. Streicher war damit beschäftigt gewesen, für sein neuestes Modell eines Hammerklaviers, mit einer besonders sensiblen Anschlagmechanik, neuartige Filzbeläge auszutesten. Beethoven hatte sein Hörrohr dabei, war schlechter Laune und es erschien überhaupt nicht ersichtlich, weshalb er gekommen war. Er grantelte vor sich hin, setzte sich ungefragt an das noch unfertige Klavier und begann, fünf Minuten lang überlaute wilde Läufe zu spielen, durchsetzt von dissonanten dröhnenden Akkorden. Musik, die faszinierte und schmerzte zugleich, einfach so hingeworfen, improvisiert. Weil er das meiste ohnehin nicht mehr hören konnte, spielte er überlaut. Seine Schwerhörigkeit wuchs

sich damals bereits zunehmend zur Taubheit aus. Welch ein Schicksal! Mehr als einmal fuhr er dabei Streicher an, er möge das Hörrohr doch richtig halten! Mit dem Bemerkten: „Er kann es ja ohnehin nicht! Hoffe nur, sein Klavier gelingt ihm am Ende besser!“, war er aufgesprungen. Streicher konnte sich jetzt, neun Jahre später, noch immer daran erinnern, wie sehr ihn die Bemerkung des Meisters verletzt und verärgert hatte. Aber er hatte sich auch wieder beruhigt, ihm, dem mit Taubheit geschlagenen Komponisten, einiges nachgesehen und war schon fast wieder der Alte, da entdeckte er, als er zur Mittagszeit seine Arbeit am Klavier unterbrach, eine Handvoll Notenblätter, lose unter den Klavierdeckel geschoben.

Es waren, wie Streicher überrascht feststellen konnte, erste Entwürfe für einen symphonischen Satz zur Vertonung der Schiller'schen „Ode an die Freude“ gewesen! Hatte Beethoven sie absichtlich hiergelassen? Oder war es ein Versehen und er hatte sie nur vergessen? Streicher, unsicher, zeigte die Seiten seiner Frau Nanette, die im Beethoven'schen Haushalt ein und aus ging. Von ihr ließ der Meister manches sagen. Nanette hatte einen besonderen Zugang zu ihm.

Neugierig hatte sich Streicher mit seiner Frau ans Klavier gesetzt. Gemeinsam begannen sie damit, die Notenblätter zu studieren. Es war faszinierend, wie Beethoven Text und Musik anging, aber es fügte sich noch nicht zu einer Einheit zusammen. Ganze Passagen wie mit flüchtiger Hand hingeschmiert, wieder durchgestrichen und überschrieben. Nein, das war noch kein fertiger Entwurf gewesen, allenfalls ein Arbeitsblatt. Etwas, über das man nicht vorschnell urteilen sollte. Etwas, das im Werden begriffen war. Wenn der Meister die Seiten hiergelassen hatte, um ihre Meinung zu hören, sollten sie diese vorsichtig und ganz behutsam äußern, darin waren Nanette und Streicher rasch übereingekommen.

Jetzt im Konzertsaal war es Andreas Streicher, als lägen die Geschehnisse erst wenige Tage zurück, und er hörte im Geiste noch, wie seine Nanette ihn dazu gebracht hatte, Beethoven selbst die Blätter zu bringen: „Dir hat er die Blätter dagelassen. Du solltest sie ihm bringen, denn wenn überhaupt, scheint er an deiner Meinung interessiert zu sein“, argumentierte Nanette, aber Streicher hielt dagegen: „Du weißt doch, wie er ist. Er hört aus jeder Bemerkung die leiseste Kritik heraus. Und von mir lässt er sich ohnehin nichts sagen. Ich baue nur Klaviere. Meine Kompositionen würdigt er ohnehin keines Blickes. Meinst du nicht, es wäre für alle besser, wenn du ... Dir nimmt er nichts übel!“

„Wenn es um Schiller geht, mein lieber Mann, bist du zweifelsohne der Experte. Also rede dich nicht raus und stelle dich der Aufgabe!“ Mit diesen Worten hatte Nanette ihm die Seiten in die Hände gedrückt und ihn auf den Weg zu Beethoven geschickt. Dieser schien ihn erwartet zu haben, nahm die Notenblätter und Notizen entgegen, hatte ihm prüfend ins Gesicht geschaut. Streicher erinnerte sich, dass Beethoven ihn, während er noch die rechten Worte für das gesucht hatte, was er in diesen Blättern gelesen oder verstanden zu haben geglaubt hatte, nicht zu Wort hatte kommen lassen, sondern nur knapp sagte: „Ach das, das, mein lieber Streicher, ist doch gar nichts. Kaum der Mühe wert, dass man sich hierher bemüht, um mir die Seiten zurückzubringen. Aber trotzdem, meinen verbindlichsten Dank.“

Eine solche Selbstkritik war selbst einem Streicher zu viel gewesen: „In aller Bescheidenheit, Meister, das, was ich in der Kürze der Zeit habe lesen können, schien mir doch ein vielversprechender Entwurf zu sein.“

„So, meint er? Nun ja, ich denke jedenfalls, ich werde die Idee zu diesem Entwurf nicht weiter verfolgen. Ich soll für Amerika und England zwei Symphonien komponieren und zur Aufführung bringen. Man bietet mir allerhand. Scheine der Welt noch was wert zu sein!“ Wie um das Gesagte zu

unterstreichen, hatte er die mitgebrachten Notenblätter achtlos auf einen Stapel neben das Klavier geworfen. Streicher erinnerte sich, wie er Momente lang gezögert –, gemeint hatte, seinem Freund Schiller wenigstens den Versuch einer Intervention schuldig zu sein, doch Beethoven knurrte ihn an: „Wirklich nur ein Entwurf, nichts mehr, mein lieber Streicher. Ist noch was? Meinen Dank hat er ja bereits.“

Beim Hinausgehen hatte Streicher den Meister leise vor sich himurmeln gehört: „Verstehe ihn schon, will für seinen Freund Partei ergreifen. Das nutzt nichts. Und sein Klavier, das wird ganz ordentlich, da mache er sich keine Sorgen ... Bin manchmal ein alter Knurrhahn. Wahrscheinlich geht mir die rheinische Leichtigkeit ein wenig zu oft mit der Wiener Melancholie flanieren.“

Er hatte nichts mehr erwidert, nichts gesagt, was vielleicht doch noch zur Verwirklichung der Vertonung von Schillers Ode hätte beitragen können. Er sah sich aus Beethovens Haus treten und sich beeilen, sein verspätetes Mittagessen nachzuholen. Gestritten hatte er anschließend mit Nanette über das Gesprächsergebnis. Es war ein Streit gewesen, der ihm letztendlich auch das Essen verdorben hatte. Er schmunzelte über sich selbst: Es gab Tage, an denen konnte es ein Andreas Streicher niemandem recht machen. Ja, tatsächlich hatte Streicher schon seit langer Zeit den Glauben daran aufgegeben, dass Beethoven mit seiner Vertonung der schillerschen Ode oder gar einer 9. Sinfonie noch fertig werden würde. Und jetzt, stand auf den Plakaten angekündigt: „eine konzertante Symphonie zur schillerschen ‚Ode an die Freude‘“. Es war doch eigentlich nichts anderes zu erwarten, als dass ein Beethoven sich nicht mit einem kleinen Musikstückchen für Schillers Verse zufriedengeben würde. Einer wie Beethoven brauchte einen Chor von der Güte himmlischer Engelsscharen und gleich eine ganze Symphonie! Wo gab es denn so etwas! Streicher machte sich ernsthaft Sorgen über den Ausgang dieses Abends.

Das Theater an der Kärntnerstraße war bis auf den letzten Platz besetzt. Es war lange, sehr lange her, dass der große Beethoven etwas Neues von sich zur Aufführung gebracht hatte. Er war in den letzten Jahren geradezu publikumsscheu geworden. Nanette machte Streicher auf einzelne Personen aufmerksam. Sie waren alle gekommen, die Freunde, die Gönner und Verehrer, die Zerstrittenen und die ewigen Kritiker.

Endlich! Die nicht länger zu ertragende Warterei hatte ein Ende. Applaus brandete auf. Beide Dirigenten schritten zu ihren Pulten. Keine Verbeugung, keine unnötigen Freundlichkeiten des Meisters, Beethoven machte, selbstbewusst wie stets, keine Umstände. Er stand etwas rechts vom Orchester, mit dem Rücken zum Publikum, sein kurzer, schwarzer Frack saß ihm zu eng. Korrekt gekleidet mit kurzer Satinhose, schwarzen Strümpfen, weißem Hemdkragen und Weste. So stand er wie ein Fels in der Brandung seiner Musik und dirigierte mit großer Inbrunst sein Orchester. Doch schon auf den ersten Blick konnte Streicher erkennen, dass die Musiker dem Taktstock des eigentlichen Dirigenten Michael Umlauf folgten, der seine Sache als Diener der Sache ausgezeichnet machte und sich nicht unnötig in den Vordergrund spielte. Niemand im Publikum schien Anstoß an einem zweiten Dirigenten zu nehmen, vielmehr erwarteten alle die Sensation: den Einsatz des Chores und der Sänger! Und sie warteten geduldig und gespannt.

Geduld wurde ihnen auch abverlangt. Zur Einstimmung gab Beethoven ein paar seiner bewährten älteren Erfolgsstücke. Dann - endlich - die angekündigte große 9. Symphonie. Doch so sehr Streicher sich auch mühte, er fand zunächst einmal nichts Spektakuläres an der Musik. Chor und Sänger wurden in den ersten drei Sätzen nicht einmal benötigt. Auch das Publikum blieb noch unbeteiligt. Wohlgesonnen, aber auch unentschlossen. Was Streicher auffiel, Beethoven hatte die übliche Satzreihenfolge

verändert, den schnellen Satz an die zweite Stelle und den langsameren, melodiöseren an die dritte Stelle gesetzt. Das Ohr folgte dem melodiösen, getragenen Fluss dieses dritten Satzes gern und willig bis zum vierten Satz, als völlig unvorbereitet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der dissonante Auftakt des vierten Satzes auf geradezu radikale Weise die Zuhörer aufschreckte! Töne, die dem sensiblen Gehör des Instrumentenbauers Andreas Streicher geradezu Schmerzen zufügten. Verspielte sich das Orchester? Trieb da jemand an entscheidender Stelle des Konzerts einen üblen Scherz mit dem tauben Komponisten, der nichts von alledem mitbekommen würde, bis Hohn und Schmähe über ihn ausgegossen würden? Gott bewahre! Auch Nanette suchte den Blick ihres Mannes, aber er wusste keine Antwort darauf. Für Momente entstand eine Unruhe, die sogar den Dirigenten Michael Umlauf erfasste, als er das Notenblatt auf seinem Pult zu früh umschlug und einen verstohlenen Blick über die Schulter zu den Logenplätzen riskierte. Im Spiel der Geigen wurden ein, zwei Takte lang Unsicherheiten erkennbar, die ein weiteres Auseinanderdriften von Teilen des Orchesters befürchten ließen. Doch diese Dissonanzen schienen gewollt, dieser Rhythmuswechsel, die zusätzlichen Schläge Absicht, denn Beethoven forderte heftig mit dem Taktstock dirigierend von den Musikern lauterer Einsatz.

Aber dann strömte der Fluss der Melodie, nahm dieser wieder Fahrt auf und Streicher beruhigte sich, indem er sich selbst zuflüsterte: „Wir sind hier in Wien! Wir verfügen doch über die besten Musiker der Welt, die besten Orchester! An den Musikern sollte es wahrlich nicht liegen, das Konzert erfolgreich zu Ende zu bringen. An diesen Musikern nicht ...!“ Doch jetzt folgten ungewohnte Harmonien, eingestreute Rhythmen und mehrere Stimmungswechsel in der Melodieführung. Spannung und Unruhe im Publikum nahmen zu. Auch Streicher hielt es nicht länger im hinteren Dunkel seiner Loge. Bleich vor Erschrecken und Anspannung machte er zwei Schritte nach vorn, krallte seine Hände in

den Samt der Stuhllehne. Nanette griff beruhigend nach seinem linken Arm, schien aber ebenso geschockt und ergriffen, denn Streicher spürte, wie sie zitterte. Hatte sich der Alte am Ende doch zu viel zugetraut? Es grenzte ohnehin an ein Wunder, dass da jemand vollkommen taub eine ganze Symphonie komponierte und sich wahrscheinlich auch noch vorgenommen hatte, mit einer neuen Art der Komposition sogleich die Musikwelt zu revolutionieren! Fast tat ihm Beethoven schon leid. Es konnte nicht sein, dass der alte Meister so falsch lag! Völlig ausgeschlossen! Hatte da jemand gepiffen? Noch einmal in einem Crescendo eine Art Kakophonie, ja, anderes fiel Streicher dazu nicht mehr ein! Das Ganze überlagert von einer Art Schreckensfanfaren, eine ungewöhnliche, eine nicht auszuhaltende Spannung von Tonfolgen! Und dann – dann eine kurze Sequenz wie ein roter Teppich aus Geigen, auf dem sich jetzt die Melodie in den Saal schreitend entwickelte, um in ihrer ganzen Schönheit zu erstrahlen.

Streicher ließ die Stuhllehne los, erhob sich und war sofort ergriffen. Er stand dort, völlig aus der Zeit gefallen und staunte. In wahrhafter großer Geste spendete Beethoven dem Publikum, dem er soeben noch Enttäuschungen und Leid zugemutet hatte, Trost und große Gefühle. Auf diesem roten Klangteppich erhoben sich die Stimmen der Sängerinnen und Sänger und brachten Schillers Verse mit einer einfachen, fast schlichten Melodie dar, die sofort zu Herzen gehen musste. Eine Melodie, die jedermann auf Anhieb im Kopf blieb, weil sie in ihrer Schlichtheit und Schönheit unmittelbar zum Mitsingen anstiftete. Solch einfache, wunderschöne Melodieführung schien Streicher, ebenso wie Schillers Verse selbst, nicht von dieser Welt, sondern wie aus dem Himmel gepflückt. Hier sprach ein großer Komponist sehr direkt zu den Menschen und sagte ihnen, was er empfand und jedermann im Saal verstand ihn auf Anhieb.

Wie konnte Beethoven ein solches furioses Finale mit all seinen Klangfarben, überwältigend in seiner Fülle und Breite, mit dem Wechselspiel zwischen Orchester und Chor komplett in seinem Kopf entwickeln, ohne es hören zu können, ob es funktioniert? – Und wie es funktionierte! Es entstand etwas völlig Neues, was – dies konnte nicht anders sein – immer auch hässliche Reaktionen heraufbeschwören würde. Aber wann, wenn nicht in Zeiten des Umbruchs, wo mit der Unabhängigkeit Amerikas, der Revolution in Frankreich, der Herrschaft Napoleons über Europa und der Neugeburt einer staatlichen Ordnung schon so vieles auf dem Prüfstand gestanden hatte und neu überdacht und geregelt worden war? Wann, wenn nicht jetzt, war die Zeit reif für solche Kunst! Und wer, wenn nicht ein Beethoven, der schon mit sieben Jahren sein erstes Konzert am Flügel gegeben hatte und zu Recht als Jahrhunderttalent galt, wer, wenn nicht ein Beethoven, der große Klaviervirtuose und Improvisationskünstler, wer wäre besser geeignet und unabhängig genug, etwas derart Revolutionäres, etwas so Wunderbares für die Musik anzugehen? Einer wie er konnte Musik lesen. Nur einen wie ihn konnte die Schwerhörigkeit nicht brechen. – Gedanken wie diese gingen Streicher unablässig im Kopf herum. Er atmete schwer ergriffen von den Gefühlen, die Beethovens Musik in ihm auslöste.

Dann geschah es Andreas Streicher, dass ihn seine Erinnerungen an Schiller überwältigten und alte Gefühle ihn überfluteten. Er war unfähig, die Gefühlswallungen, diesen Strom von Bildern in seinem Kopf, die zur Musik an ihm vorüberzogen, in irgendeiner Art und Weise einzudämmen oder zu kontrollieren. Tränen flossen ihm unaufhörlich über seine Wangen. Er hörte Schillers Zeilen, gesungen von einem vielstimmigen, mächtigen Chor:

*„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elisium,
Wir betreten feuertrunken,*

*Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Bettler werden Fürstenbrüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.
Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder - überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.
Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja - wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund! (...)2“*

- Sein gesamter Körper wurde ergriffen und geschüttelt. Mein Gott, was hatten sein Freund Schiller und er alles erliden müssen, welchen Hunger, welche Not und Demütigungen! Ängste, die sie auf ihrer Flucht durchgestanden hatten, schweißten sie zusammen. Was hatte er, Streicher, für diesen „Kuss der ganzen Welt“, dafür dieses einen „Freundes Freund zu sein“ alles aufgegeben! Doch keinen Tag hatte er dem verausgabten Geld, der vertanen Gelegenheit, selbst bei Philipp Emanuel Bach in Hamburg komponieren zu lernen, nachgetrauert. Er, Andreas Streicher, war berufen, einer größeren Sache zu dienen. Ihm war es zugefallen, das Genie eines Schillers anzuerkennen und dessen Überleben in Freiheit und dessen Arbeit zu sichern. Sein Freund, sein bester Freund: Friedrich Schiller! „Und wer's nie gekonnt, der stehle / Weinend sich aus diesem Bund!“ Diese Worte hatte Schiller zu Papier gebracht, als er bereits Mannheim auf dem Weg nach Leipzig verlassen hatte. Sie hatten Abschied voneinander

genommen und sollten sich in diesem Leben nie wieder begegnen. Aber diese Verse, nachträglich aufs Papier gebracht, dessen war sich Andreas Streicher gewiss, hatte ihm sein Freund auf den Leib geschrieben. Was dort von den Musikern zum Klingen gebracht wurde, war nichts Geringeres als sein Leben! Es war einer der großen Momente in seinem Leben, in dem er die Gewissheit spürte, damals an Schillers Seite, den richtigen Weg gegangen zu sein!

Nanette versuchte, ihn zu trösten, sorgte sich bereits um seinen Zustand, denn allzu heftig schüttelten ihn seine Gefühle und der Strom seiner Tränen floss unaufhörlich. Doch Streicher wehrte ab, schloss seine Frau in aller Öffentlichkeit zärtlich in seine Arme und schluchzte, kaum, dass er zu Atem kam: „Es ist nichts, Nanette, nichts, um das du dich sorgen musst. Ich bin doch nur glücklich. Was bin ich für ein gesegneter Mensch! In meinem bescheidenen Leben zwei so großen Genies begegnen zu dürfen und Anteil an ihrer Arbeit gehabt zu haben. Welch ein Glück, Nanette! Die Welt wird mich und dich einmal darum beneiden, dass wir heute Abend hier stehen.“

„Weißt du, wie sehr ich dich liebe?“, mit diesen Worten, die in den Klängen der Musik fast untergingen und von Streicher mehr erahnt als verstanden werden konnten, presste sich Nanette eng an ihren Mann und hielt ihn fest, als fürchtete sie, ihn jeden Moment verlieren zu müssen.

Mit weitausschwingenden Bewegungen des Taktstocks trieb Beethoven Geigen, Bratschen, Flöten, Hörner, Pauken, Trommel und Triangeln zu einem mächtigen Fortissimo! Seine linke Hand öffnete sich und fuhr zwei Mal in die Höhe, als könne sie zu allem Überfluss noch Himmelstöne beschwören, mit einem geradezu jauchzenden Grundton menschlicher Stimmen legte der Chor die Schiller'schen Verse auf- und abschwellend, wie mit mächtigen Meereswogen darüber. Immer wieder tauchten aus den Klängen die von den Solisten getragenen Worte Schillers

„Freude schöner Götterfunken“, „Seid umschlungen Millionen“ und „Diesen Kuss der ganzen Welt“ auf. Die Musik war einfach mitreißend und brachte alle Herzen zum Schwingen, wer Ohren hatte zu hören, der wurde überschwemmt von den Gefühlen, dass das Leben einfach wundervoll sei, ein schönes Geschenk und wir alle eine Gemeinschaft, frei, es anzunehmen und zu genießen! Worte und Musik verschmolzen zu einem finalen Rausch!

Mitten im jubilierenden Gesang jedoch brach der Fluss der Melodie, dieses Wogen des Gesangs jäh ab! Die 9. Symphonie war unvermutet – mitten auf ihrem Höhepunkt – zu Ende! In den Zuhörern klang die eingängige Melodie, diese in die Ode Schillers gegossene Philosophie der Liebe nach. Wie aus einem schönen Traum erwacht, mussten sie sich zunächst sammeln, fassen, was sie da zu hören bekommen hatten. Was hatten sie da soeben wirklich gehört? Das war neu! Unerhört! Was war mit ihnen geschehen? Für Minuten – kein Applaus, keine Hand rührte sich. Dann hörte man vereinzelte Bravorufe. Das Schweigen des Publikums war kaum auszuhalten, machte atemlos! Eine erregende Spannung lag in der Luft. Niemand verließ den Konzertsaal. Doch dann endlich erhoben sich die Menschen – gleich in Gruppen – schließlich überall im Konzertsaal und der prasselnde Beifall setzte ein und wollte kein Ende nehmen!

„Hör nur“, flüsterte Streicher seiner Frau zu, die ihn noch immer eng umschlungen hielt, „hör nur, sie brauchen ihre Zeit, bis sie begreifen, welches Genie sie mit seinem Werk beschenkt. Aber am Ende versammeln wir uns alle doch staunend vor der Größe dieser Schöpfungen. Mein Gott, hätte Schiller das erleben können!“ Der Applaus und die Bravorufe schwollen immer weiter an und füllten lärmend den Konzertsaal am Wiener Theater am Kärntnertor bis in den letzten Winkel. Erst jetzt wandte sich der zweite Dirigent Michael Umlauf dem Publikum zu und verbeugte sich mehrere Male, gab der ersten Reihe der Musiker die

Hand. Er wirkte erschöpft und stolz, als er zur Seite an den Rand der Bühne trat. Beethoven stand an dem anderen Pult, hatte seinen Dirigentenstab zur Seite gelegt, stützte sich mit den Armen am Pult ab, mit dem gebeugten Rücken noch immer dem Publikum zugewandt.

Nanette wurde unruhig: „Er hört doch nichts. Es müsste einer zu ihm gehen und ihn auf den Applaus aufmerksam machen. Schau, dort unten, die Leute fragen sich schon, ob das wirklich Beethoven ist, der da am Pult steht.“

Man rief vereinzelt seinen Namen, noch immer brandete der Applaus auf. Einzelne Menschen drängte es nach vorn an die Bühne und sie winkten dem Dirigenten, er solle sich ihnen zuwenden! Es war die Solosängerin Caroline Unger, die sich ein Herz fasste, auf ihn zueilte, ihn vorsichtig lächelnd am Arm fasste und mit einer anmutigen Verbeugung Richtung Publikum ihn dazu brachte, sich langsam umzudrehen. Beethoven wirkte verschreckt, als er auf die applaudierende Menschenmenge starrte. Sein Blick tastete über die Reihen, suchte irgendwo Halt. Nanette in ihrer lebhaften Art ließ von ihrem Mann ab, und rief: „Schau doch nur, solch ein Erfolg! Und wie er dort steht und es begreifen will, der arme Mensch!“ Mit zwei Schritten war sie ganz vorn an der Balustrade der Loge und winkte. Beethoven entdeckte sie tatsächlich und auf seinem starren, von tiefen Falten geprägten Gesicht mit den trotzig verschlossenen breiten Lippen zeichnete sich ein vorsichtiges Lächeln ab. Sein Blick, den er Richtung Streicher sandte, schien zu fragen: „Haben Sie unsere Botschaft vernommen? Die Botschaft Schillers und meine von der menschlichen Freude, der Freiheit, der Menschenwürde, den heilenden Fähigkeiten des menschlichen Geistes? Haben Sie gespürt, wie Finsternis überwunden werden kann?“

Erst jetzt verbeugte sich Beethoven, erst noch unsicher, zweifelnd, dann jedoch frei, weltmännisch mit großer Geste. Es war vollbracht, er war stolz, dass ihm noch einmal eine

Symphonie gelungen war. Zwei weitere Verbeugungen, dann wandte er sich um, ebenso brüsk wie seine Symphonie geendet hatte, und ging. Der nicht enden wollende Applaus brachte ihn nicht zurück. Er begab sich auf dem direkten Weg nach Haus, während sich im Konzertsaal und auf dem Platz und den Straßen davor immer noch die Menschen nicht beruhigen konnten und diskutierten über das, was sie gehört hatten.

Langsam leerten sich die Reihen im Theater am Kärntnertor, nur oben in der Loge saß Andreas Streicher allein mit seiner Nanette und erzählte von der Bitternis und den Entbehrungen, die Schiller und ihm damals bis auf Verzweiflung und Tod zugesetzt hatten und wie schwer die Freude für das Herz zu erringen gewesen war. Alles war ihm wieder so gegenwärtig, als wäre es erst gestern gewesen und seinen Schiller, groß gewachsen, hager, blass, mit seinen tief liegenden brennenden Augen, den entzündeten Lidrändern und seinem schmalen, stets ein wenig geneigten Kopf, spürte er ganz nah an seiner Seite. Bewegt und unter Tränen musste er erzählen von dieser Zeit, wie er schon so oft über Schiller gesprochen hatte. Dabei fand er doch heute neue Worte, um zu beschreiben, wie er aus nächster Nähe erlebt hatte, nein, herzerreißend mitgelitten hatte, wie dieses Licht eines Genies, im Sumpf von Angst, Verzweiflung, Gleichgültigkeit und Intrigen flackernd zu erlöschen drohte. Wie sie gemeinsam die Fackel hochgehalten hatten, er auf seine Ausbildung bei Philipp Emanuel Bach in Hamburg verzichtet hatte und alles, was er war und was er besaß, dafür in die Waagschale geworfen – und Schiller am Ende ihn, Andreas Streicher, zurücklassend, seinen vorgezeichneten Weg beschritten hatte. Diese gemeinsamen Tage würde er nie in seinem Leben vergessen, ebenso wenig wie die Schöpfung dieser Musik, die heute Beethoven zu Ehren seines unsterblichen Freundes Schiller zum Erstrahlen gebracht hatte.

1 aus Schillers Erstfassung seiner Ode an die Freude.

2 Textauszug nach der ursprünglichen Fassung, die 1785 im „Thalia“ erschien.

Kapitel 2

Andreas Streicher erinnert sich an Mannheim, im Jahr
1782

Da haben wir ja die Bescherung!
Friedrich Schiller, Kabale und Liebe II, 5

Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan,
der Mohr kann gehen.
Friedrich Schiller, Fiesco, III, 4

Mit gepresster Stimme, wie unter einem großen Zwang, dann wieder begeistert und voller Enthusiasmus erzählte Andreas Streicher von seiner Zeit mit Friedrich Schiller: „Uns hatte in jenem September 1782 eine Ahnung davon ergriffen, dass man, wenn man entschlossen genug war, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, die Verhältnisse ändern könnte. Dass man unter Umständen auch als einfacher Mensch, ohne große Herkunft, sogar Geschichte schreiben könnte. Als Dichter wollte Schiller gestalten. Uns alle hatte sein Erfolg, den er mit der Aufführung der ‚Räuber‘ in Mannheim erzielt hatte, euphorisch gemacht. Mit Fleiß und Entschlossenheit müsste das Glück auch gegen herzoglichen Widerstand zu zwingen sein. Wir meinten, an der Schwelle einer Zeit zu leben, in der bald die Tage eines Herzogs mit seiner Allmacht gezählt waren. Welch ein Wahn! Welch eine Selbstüberschätzung oder spreche ich besser von Unerfahrenheit! Aber solange ich ihn kannte, ging etwas Großes von Schiller aus, etwas, dem man sich nur schlecht entziehen konnte. Ich war entflammt! Entschlossen, ihm den Weg zu ebnen! Ich wollte Zeuge sein, die helfende Hand für diesen großen Geist.

Jedoch in Mannheim angekommen, geriet seine erste Lesung aus dem ‚Fiesko‘ im Kreis der Schauspieler des Mannheimer Nationaltheaters trotz aller Freundlichkeiten

und Fürsprache des Regisseurs Meyer in dessen Haus zu einer absoluten Niederlage. Vieles, ja, das meiste, was Missfallen erregte, war allein auf die unsägliche Art des Schiller'schen Vortrags zurückzuführen. Wenn Schiller mit kreischender Stimme und einem widerlichen singenden schulmeisterlichen Ton im schwäbischen Dialekt, ohne jede Einfühlung in eine Figur, eine Szene las, waren die Pferde im Nu zuschanden geritten. Dann zersplitterten in der zartesten Liebesszene alle Weingläser und jede Leidenschaft, die er nur durch Brüllen, Stampfen und Schnauben gestaltete, wurde jeglicher Spur von Romantik beraubt. So war es rasch um die Aufmerksamkeit der Schauspieler geschehen. Selbst der ihm freundschaftlich verbundene und wohlgesonnene Regisseur Meyer vermochte dem Text weder Tiefgang noch Dramatik entnehmen.

Ich hatte meinen Fritz vor dem Abend gewarnt und ihn gebeten, sich zu zügeln. Aber mit Schiller gingen bei seinen eigenen Texten auch selbst die lahmsten Ackergäule durch. Die Gelegenheit schien vertan, die Schauspieler des Mannheimer Nationaltheaters vor der Rückkehr des Intendanten von Dalberg, der sich noch immer in Stuttgart beim Herzog aufhielt, für dieses Stück zu gewinnen. Ohne Aussicht auf dessen baldige Zusage von Geld und Stellung, wurden wir nicht nur auf Stunde und Tag mittellos, sondern angesichts der Schulden, die Schiller bislang für seine Literatur, aber auch für seine Stuttgarter Saufgelage gemacht hatte, endgültig überschuldet. Ein Fall für den Fronboten und den Schuldturm. Wenn Schiller nicht zahlte, drohte dieses gleiche Schicksal anschließend all jenen, die für seine Schulden gebürgt hatten und jetzt einstehen müssten. Schiller blendete jedoch die Katastrophe einfach aus, indem er all seine Hoffnung unausgesprochen auf Regisseur Meyer ausrichtete, der sich, nicht zuletzt wegen meiner Fürsprache für Schillers Arbeit, den Text über Nacht erbeten hatte, um einmal selbst zu lesen.

„Meyer“, sagte Schiller leicht angetrunken am Abend auf dem Weg zum Quartier, „ist wahrlich ein Leuchtturm von Kunstverstand in dieser Finsternis des Nationaltheaters. Ignoranten, allesamt! Heuchler! Tun so, als seien sie Höherem verpflichtet, als betrieben sie Kunst mit Verstand. Aber werden sie gefordert, ihren Horizont auf anderes als ein billiges Lustspiel um Liebesränke und den Liebhaber im Kleiderschrank auszurichten, gehen sie lieber Bolzschießen oder Kegeln! Ich sollte als Schauspieler meine eigenen Stücke spielen! Weißt du was, Streicher, das ist es überhaupt! Wir spielen selbst!“

Wie hätte ich ihm in dieser Stimmung, in die er sich verärgert hineinsteigerte, blind vor seiner beschränkten schauspielerischen Begabung, noch gestehen können, dass Regisseur Meyer mir gegenüber im Vertrauen sogar gefragt hatte, ob es sich bei ihm tatsächlich um Schiller handeln würde. Jenen Schiller, der als Verfasser der ‚Räuber‘ reüssiert habe? Glaub mir, Nanette, ich setzte keine Hoffnung mehr auf ein Urteil von Regisseur Meyer. Ja, ich selbst hatte bereits zu zweifeln begonnen. Dennoch verteidigte ich Schiller und seinen ‚Fiesco‘ bis aufs Blut! Meine Entschlossenheit glich aber eher einem Akt der Verzweiflung, denn Schiller musste einfach das Genie sein, für das wir ihn in Stuttgart hielten, sonst wäre alles verloren gewesen.

Iffland, der führende Schauspieler der Truppe, hielt die Besetzungsliste für Schillers „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“, die sich bei der Lesung bereits abzeichnete, ohnehin für überzogen. Ganz im Vertrauen nahm er mich noch, bevor auch er die Gesellschaft bei Meyer an dem Abend von Schillers Lesung vorzeitig verließ, zur Seite und erklärte: „Man merkt Ihrem Freund Schiller doch an, dass er wenig vom Alltag einer Bühne und Schauspieltruppe versteht. Dutzende von Schauspielern, Requisiten, Aufzügen und darzustellenden Schauplätzen - immer große Geschichte! Am liebsten noch einen Gaul auf der Bühne und

eine ausgewachsene Kanone in einer Schlacht abgefeuert! Aber, lieber Streicher, das muss sich alles rechnen. Spitz auf Knopf und jeden Tag, das weiß doch ein jeder! Da muss doch auch ein Drama mal einfach nur unterhalten und mit fünf Personen auskommen können.“ Als ich betroffen mein Gesicht voller Bedenken verzog, mir jedoch jede Bemerkung verkniff, legte Iffland nach: „Glaube mir, Streicher, die Menschen wollen unterhalten werden und auch mal lachen dürfen. Aber Schiller, kennt nur staatstragende Stoffe und edle Absichten. Da müssen ganze Reiche wanken, komplizierte Intrigen gesponnen, wichtige Staatsgeschäfte eingefädelt werden. Man merkt ihm an, dass er zu wenig Kontakt zum Publikum heutiger Tage hat. Er reitet hohe Rösser. Dies, lieber Streicher, muss jedoch ein verdammt guter Reiter sein.“ Ein lauter Lacher beendete den im Vertrauen vorgetragenen Monolog des großen Schauspielers und unterstrich noch einmal seine Ablehnung von Schillers Arbeit, die er ihm gegenüber jedoch mit keinem Wort erwähnte.

„Typisch für einen Intriganten! Höflich und interessiert bis zur Unterwürfigkeit tritt er dir gegenüber, aber wehe du wendest ihm den Rücken zu, beschmutzt er dich und wetzt die Messer! Eine unangenehme Eigenschaft, die dem großen Iffland, wie man so hört, in seinem Leben zu manchem Karrieresprung verholfen hat“, kommentierte Nanette voller Empörung die Erzählung ihres Mannes. „Aber wollen wir gerecht bleiben. Er war damals bereits als Schauspieler auf der Bühne eine ebenso geniale Begabung, wie Schiller als Schriftsteller eine Genialität für Bühnenstoffe besaß. Nur dass sich beide auf dem Gebiet des jeweils anderen ebenfalls für kompetent hielten und sich so behinderten.“

„Das ist wohl so“, nickte Streicher bestätigend. „Wir hatten damals keine Ahnung von den Verhältnissen und erfuhren erst viel später, dass Iffland selbst Theaterstücke verfasste und ebenfalls die Stellung des Theaterdichters anstrebte. Schiller erkannte durchaus sein außergewöhnliches

schauspielerisches Talent an, zeigte sich beeindruckt von der Weltgewandtheit und dem Lebensstil des Schauspielers Iffland. Der verbreitete Lebensfreude und Glanz, während wir in schäbigen Dachkammern hausten!“

Ich hegte kaum eine Hoffnung, dass sich an dem vernichtenden Urteil der Gesellschaft, Regisseur Meyer eingeschlossen, über den ‚Fiesco‘ etwas ändern würde. Dennoch lief ich in aller Frühe, ohne einen Bissen zu mir genommen zu haben, zu Meyer, um von dessen Eindrücken nach der Lektüre des Dramas zu erfahren. Ich wusste nicht, wie es sonst weitergehen sollte! Schiller schlief noch.

Wie gesagt, Regisseur Meyer lobte das Stück schlussendlich, deutete aber auch an, es müssten für dessen Spielbarkeit Umarbeitungen erfolgen. Der Charakter der Hauptfiguren sei noch zu unentschieden und die Besetzung gehöre gestrafft. Eine erste Liste mit Umarbeitungsvorschlägen und Fragen brachte ich Schiller ans Bett.

Schiller las das Papier, schmunzelte, lachte sogar und legte hin und wieder seine Stirn in Falten. Dann stand er auf, ließ sich von unseren Wirtsleuten, dem Handwerkerhepaar Hölzel, einen Tee und einen Kreuzerwecken bringen. Während er sich fertig ankleidete, begann er, ein Stück aus dem ‚Fiesco‘ vorzutragen, in dem Fiesco vor das Gemälde des Malers Romano tritt und die Erhabenheit der Kunst an der bemerkenswerten Größe einer Tat misst. Kunst oder Tat – was sollte im Leben mehr gelten? Schillers Vortrag, so nüchtern und treffend, dass er, da war ich mir sicher, gestern damit gegläntzt hätte.

„So trotzig stehst du da, weil du Leben auf toten Tüchern heuchelst, und große Taten mit kleinem Aufwand verewigst ... Geh! – Deine Arbeit ist Gaukelwerk – der Schein weiche der Tat ... Ich habe getan, was du – nur malst ...“

Anschließend schwieg Schiller eine Weile, bevor er meinte: „Andreas, glaube mir, ich werde mein Werk nach ihren Wünschen gestalten, aber sie werden es nicht verstehen.“

„Sie müssen es, Fritz! Wovon wollen wir sonst leben?“, beehrte ich auf.

Er lächelte wieder und antwortete: „Weißt du, Andreas, ich habe diese Szene auch unserem alten Professor Abel in Stuttgart vorgetragen und ihm versprechen müssen, dass dieses Werk am Ende von keinem der Fehler entstellt werden soll, die noch den ‚Räubern‘ anhafteten. Andreas, dieses Versprechen gedenke ich zu halten.“ Dann wandte er sich ab.

Ich habe erst viel später begriffen, dass er in dieser Szene mit der Kunst des Dialogs im Drama die künstlerischen Träume und Ideale lächerlich gemacht hatte. Er selbst sah sich inzwischen in der Rolle eines Menschen, der darauf brannte, zu handeln. Als solcher blickte er auf die Kunst wie auf eine mit Spinnweben gewebte künstlich durch Wörter erschaffene Kunstwelt herab und veranschlagte das mutige Handeln höher. Er entfernte sich damit auch von seinen Träumen, die ihn wagemutig bis hierhin geführt hatten. Schiller war bereits dem Pathos seiner ersten Dichtungen und der ‚Räuber‘ entwachsen, betrachtete nüchtern und mit knurrendem Magen seine Situation.

So musste ich feststellen, dass er sich, statt mit Umarbeitungen zu beginnen, bereits an jenem Tag an neuen Stoffen versuchte. Ein anderes Drama, die ‚Luise Millerin‘, hatte ihn gepackt. Pläne für eine Literaturzeitung reiften und ein halbes Dutzend anderer Ideen trieben ihn zur Rastlosigkeit. Dabei bedurfte es doch nicht viel, um auf den Grund unseres gemeinsamen Geldsäckels zu blicken. Selbst für einen Monat hätten wir das schäbige Quartier im Dachgeschoss bei den Hölzels nicht bezahlen können! Ich mahnte Schiller ernsthaft, an unser Einkommen zu denken. Ein rascher Erfolg mit dem ‚Fiesco‘, allein darin sah ich unsere Rettung. Meinen Teil an den Finanzen wollte ich mit Musikstunden für die Bürgerstöchter und Gattinnen schon irgendwie dazu beitragen.

Schiller fühlte sich bevormundet, so könne er nicht arbeiten! Er brauste auf und wir gerieten mächtig in Streit. Davon, dass er es nicht versäumte, mir schließlich noch vorzuwerfen, ich hätte mich in die jüngste Tochter seines Verlegers Schwan, die reizende und temperamentvolle Margarete verliebt und wolle ihm diese vor seiner Hochzeit - von der weder ich noch irgendjemand sonst etwas gehört hatte - abspenstig machen, einmal ganz zu schweigen. Er besaß durchaus die Gabe, solche Dinge auf die Spitze zu treiben und genügend Fantasie, dass man sich am Ende selbst wunderte, noch nicht das Aufgebot bestellt zu haben. Dann stürmte er wie ein Wirbelwind aus dem Haus zum Verleger Schwan, der Pläne und des Einkommens und natürlich der schönen Augen der blitzgescheiten Margarete wegen. Dort holte ich ihn, mal wieder, ohne gegessen zu haben, in weinselige Laune geraten, gegen Abend ab. Ich hatte mir über sein Ausbleiben Sorgen gemacht und hielt manche Vorhaltung für ihn bereit.

Er gab sich jedoch halbwegs friedfertig, erzählte von seinen Plänen für die ‚Thalia‘, seine neue Zeitschrift, die Schwan vertreiben wollte. Er verwendete viel Sorgfalt darauf, seine Schreibfeder sauber anzuspitzen, setzte sich an das wacklige Tischlein in unserer Behausung, dessen fehlendes viertes Bein wir durch die Reste eines defekten, ausrangierten Stuhles notdürftig ersetzten. Einen Brief an seine Schwester Christophine verfasste er, auch, um seine Eltern zu beruhigen. Vor seiner Flucht konnte er sich von seinem Vater, dem Offizier in Herzogs Diensten, nicht verabschieden. Er las mir die Zeilen wieder und wieder vor. Wir besprachen manches, was er schreiben und was er verschweigen sollte.

Wie er mit großer Ernsthaftigkeit formulierte, wurde mir klar, dass er keinen Moment daran gedacht hatte, nach Stuttgart zurückzukehren. Nicht einen Gedanken hatte er seine Begnadigung verschwendet, als er vorgestern an den Herzog schrieb. So stand im Brief an seine Schwester